



Foto © Petra Homeier



Foto © UR/Editorial Office

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

es ist uns eine große Freude, dass Sie gerade auch in diesen ungewöhnlichen Zeiten eine neue Ausgabe des *Blick in die Wissenschaft* in Ihren Händen halten können.

Die Corona-Pandemie stellt auch die Universität Regensburg und alle ihre Mitglieder vor große Herausforderungen, Belastungen und Planungsunwägbarkeiten. Im Mittelpunkt steht für uns seit Beginn der gegenwärtigen Krisensituation der unabdingbare Schutz der Gesundheit aller Universitätsangehörigen und unser Beitrag zur Eindämmung der Verbreitung des Coronavirus.

Die Universität Regensburg ging im März in einen bisher unbekanntem Zustand des minimalen Präsenzbetriebs und weitgehender Homeoffice-Regelungen. Die Präsenzlehre wurde eingestellt und das Sommersemester 2020 startete digital. Für nicht digital durchführbare Praxisveranstaltungen und Prüfungen wurden Regelungen zur Einhaltung der Hygiene- und Sicherheitsvorgaben erarbeitet. Wir können in diesem Sommersemester nicht – so wie wir es alle an unserer weltoffenen und lebendigen Universität gewohnt sind und lieben – mit mehr als

25 000 Menschen aus mehr als 100 Ländern gemeinsam hier vor Ort auf dem Campus zusammenkommen.

Auch die Forschungsaktivitäten an der Universität Regensburg werden von der anhaltenden Pandemie tangiert. Naturgemäß können nicht alle Forschungen unseres vielfältigen Fächerspektrums ins Homeoffice verlagert werden, und die Notwendigkeit zu räumlicher und sozialer Distanzierung beeinträchtigt den wissenschaftlichen Austausch in unterschiedlicher Art. Es ist bewundernswert, wie die Wissenschaftler*innen auch mit diesen enormen Herausforderungen umgehen.

Die große Nachfrage nach unseren qualitätsgesicherten Studiengängen sowie die national wie international hoch renommierten Forschungsaktivitäten unserer Wissenschaftler*innen demonstrieren den großen Erfolg aller Mitglieder in den unterschiedlichsten Bereichen und Tätigkeitsfeldern der Universität Regensburg, gemeinsam diese außergewöhnliche und in der Geschichte unserer Alma Mater einzigartige Situation zu meistern.

Den Studierenden und Lehrenden sowie allen weiteren Mitarbeiter*innen der Universität Regensburg in den unterschied-

lichsten Tätigkeitsbereichen gebührt großer Dank für ihr außerordentliches Engagement, ihre hohe Motivation und vor allem auch für ihre Innovationsbereitschaft und ihre Planungs Offenheit in diesen Wochen.

In vielem hat uns diese gegenwärtige Krisensituation auch ein Stück weit näher zusammenrücken lassen – viele gute und vertrauensvolle Gespräche wurden geführt – wir alle erfahren viel gegenseitiges Verständnis und viel gegenseitigen Respekt. Die vor uns liegenden Wochen und Monate können und sollten wir nicht als Zeit der Perfektionierung sehen – sondern als Raum zum Nachdenken über Neues und als Zeit zum Experimentieren mit Innovativem. Vor allen Dingen aber sollten wir diese Periode als eine besondere Zeit des gegenseitigen Zuhörens und des Miteinanders nutzen. In diesem Sinne freuen wir uns alle auf eine persönliche und gesunde Rückkehr auf den Campus der Universität Regensburg – auf seine lebendige Vielfalt und auf die Begegnungen seiner Menschen.

Und unser Dank ist ebenso an den Redaktionsbeirat, das Redaktionsbüro und alle Autor*innen der Ihnen nun vorliegenden Ausgabe des *Blick in die Wissenschaft*

zu richten: Ungeachtet der vielen in Zusammenhang mit der Corona-Pandemie aufgetretenen Herausforderungen erhalten Sie auf den folgenden Seiten in bewährter Weise einen Einblick in das breite Spektrum der Forschung unserer Universität.

Besonderes Augenmerk widmet diese Ausgabe dem deutschlandweit ersten »Centre for Advanced Studies« an einer Theologischen Fakultät – einem Format, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 2007 speziell für die Geisteswissenschaften aufgelegt hat: Unter der Überschrift *Jenseits des Kanons* erforschen und erörtern seit der Eröffnung des Zentrums im Oktober 2018 ortsansässige Wissenschaftler*innen gemeinsam mit über 70 Gelehrten aus aller Welt Texte zu Riten und Dingen, die mit apokryphen Traditionen in Verbindung stehen und eine besondere Wirksamkeit im kirchli-

chen Leben entfaltet haben. Ausgewählte Beiträge aus dem Forschungsverbund gewähren Einblicke in das religiöse Leben jenseits kirchlicher und theologischer Normen und geben zugleich Aufschluss über die tatsächliche Bedeutung des biblischen Kanons.

Weitere Beiträge aus unterschiedlichen Fakultäten spiegeln die Vielfalt der Forschungsaktivitäten an unserer Universität in schon gewohnter Weise wider – von Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie über die Frage, ob wir ein Grundrecht auf Bundesligafußball haben, bis hin zu Rezepten für gesundes Altern.

Bei der Fertigstellung dieser Ausgabe haben wir mit einigem Erstaunen festgestellt, wie die durch CoVID19 ausgelöste Krise auch die Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit den Inhalten einiger der hier präsentierten Arbeiten verän-

dert wird. Ebenso, wie CoVID 19 unseren privaten und beruflichen Alltag und das gesellschaftliche Miteinander in den vergangenen Wochen auf unterschiedlichsten Ebenen beeinflusst und sicherlich oft auch beeinträchtigt hat, so sehr regt die aktuelle Situation zur Reflexion über viele in der Vergangenheit als selbstverständlich wahrgenommene Lebensumstände und Werte und damit einhergehend den Umgang mit den Herausforderungen dieser Tage an. Mit Ihnen gemeinsam werden wir diese meistern.

Genießen Sie die Lektüre dieser Ausgabe und bleiben Sie gesund.

Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg
Prof. Dr. Ralf Wagner
Vorsitzender Redaktionsbeirat

Blick in die Wissenschaft
Forschungsmagazin
der Universität Regensburg
ISSN 0942-928-X
Heft 41
29. Jahrgang

Herausgeber
Prof. Dr. Udo Hebel
Präsident der Universität Regensburg

Redaktionsleitung
Prof. Dr. rer. nat. Ralf Wagner

Redaktionsbeirat
Prof. Dr. jur. Christoph Althammer
Prof. Dr. rer. nat. Ferdinand Evers
Prof. Dr. rer. nat. Stefan Friedl
Prof. Dr. rer. nat. Mark W. Greenlee
Prof. Dr. theol. Andreas Merkt
Prof. Dr. phil. Omar W. Nasim
Prof. Dr. rer. nat. Klaus Richter
Prof. Dr. rer. pol. Daniel Rösch
Prof. Dr. med. Ernst Tamm
Prof. Dr. paed. Oliver Tepner
Prof. Dr. phil. Isabella von Treskow

Universität Regensburg
93040 Regensburg
Telefon (09 41) 9 43-23 00
Telefax (09 41) 9 43-33 10

Verlag
Universitätsverlag Regensburg GmbH
Leibnizstraße 13, 93055 Regensburg
Telefon (09 41) 7 87 85-0
Telefax (09 41) 7 87 85-16
info@univerlag-regensburg.de
www.univerlag-regensburg.de
Geschäftsführer: Dr. Albrecht Weiland

Abonnement-service
Andrea Winkelmayer
bestellung@schnell-und-steiner.de

Anzeigenleitung
Larissa Nevecny
MME-Marquardt
info@mme-marquardt.de

Herstellung
Universitätsverlag Regensburg GmbH
info@univerlag-regensburg.de

Einzelpreis € 7,00

Jahresabonnement
bei zwei Ausgaben pro Jahr
€ 10,00 / ermäßigt € 9,00
Für Schüler, Studierende und Akademiker/innen im Vorbereitungsdienst (inkl. 7 % MwSt.) zzgl. Versandkostenpauschale € 1,64 je Ausgabe. Bestellung beim Verlag. Für **Mitglieder des Vereins der Ehemaligen Studierenden der Universität Regensburg e.V.**, des **Vereins der Freunde der Universität Regensburg e.V.** und des **Vereins ehemaliger Zahnmedizinstudenten Regensburg e.V.** ist der Bezug des Forschungsmagazins im Mitgliedsbeitrag enthalten.



Inhalt



Jenseits des Kanons

4

Tobias Nicklas



Der Fußabdruck Jesu

10

Andreas Merkt



Polymorphic Jesus, Polymorphic Texts

15

Janet E. Spittler



»Thinking in a broader context«

18

Stephanie Hallinger



Moroni und Menelik

21

Predrag Bukovec



In the Shadow of Artemis

25

Janet Downie



Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie

30

Karlfriedrich Herb und Sarah Rebecca Strömel



Creole City und Cajun Country

35

Ingrid Neumann-Holzschuh



Ein Grundrecht auf Bundesligafußball?

42

Alexander Hellgardt



Ein Rezept für ein gesundes Altern?

47

Katharina Dahmen-Zimmer und Petra Jansen



Wie steuert man ein Mitfahrnetzwerk?

53

Maximilian Lukesch



Molekulare Paläontologie – »Auferweckung« urzeitlicher Proteine

58

Rainer Merkl, Kristina Straub und Reinhard Sterner



Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie

Karlfriedrich Herb und Sarah Rebecca Strömel

Welche Zukunft blüht der Demokratie? Auf diese Frage gibt Alexis de Tocqueville, französischer Adelige und feinfühligere Beobachter der europäischen und amerikanischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, verblüffende Antworten. Sie zeigen, wie Individualismus und politische Lethargie die Versprechen der Demokratie auf Freiheit und Gleichheit unterlaufen und die Demokratie an sich selbst kranken lassen. Tocqueville bietet düstere Ausichten, die angesichts der Populismen heutiger Demokratien aktueller wirken denn je. Offensichtlich hat er schon damals tief ins Herz des demokratischen Menschen geschaut und darin Antworten auf unsere Fragen gefunden.

Stellt die Demokratie nach wie vor die beste aller Herrschaftsformen dar oder muss diese Selbstverständlichkeit neu überdacht werden? Diese Frage ist nicht nur historisch interessant, sondern auch politisch hoch aktuell. Wer möchte heute, angesichts einer weltweiten Renaissance des Populismus, den Versprechungen der Demokratie noch unangestrengt und uneingeschränkt trauen? Wer vermag nach dem vermeintlichen *Ende der Geschichte* noch an ihren unvermeidlichen Siegeszug glauben? Die Gründe, der Demokratie blind zu vertrauen, schwinden. Diesen Vertrauensverlust hat ein Denker des 19. Jahrhunderts mit erstaunlicher Sensibilität prophezeit. Die Rede ist von Alexis de Tocqueville.

Zwischen den Stühlen

Möglicherweise weckt der Name Tocqueville hierzulande nicht bei allen lebhaftere Erinnerungen. Dabei gilt er mit seinem frühen Hauptwerk *Über die Demokratie*



1 Alexis-Charles-Henri Cléral de Tocqueville (1805–1859).

in Amerika (1835/40) als einer der großen Analytiker und subtilen Kritiker der Demokratie, insbesondere in Frankreich und Amerika. Ob der französische Adelige für eine solche Aufgabe geboren war, beschäftigt die Leserinnen und Leser Tocquevilles bis heute, und dies keineswegs zufällig. 1805 als Spross des normannischen Adels in eine Welt geboren, die rückwärts schaute, begegnete er der neuen demokratischen Welt mit großer Neugierde,

aber nicht ohne Vorbehalt. Tocqueville war sich dieses Zwiespalts bewusst:

»Ich habe für die demokratischen Einrichtungen eine geistige Vorliebe [goût de tête], aber ich bin Aristokrat aus Instinkt, das heißt ich verachte und fürchte die Menge. Ich liebe leidenschaftlich die Freiheit, die Rechtmäßigkeit, die Achtung der Gesetze, aber nicht die Demokratie. Das ist der Grund meiner Seele.« (Tocqueville, *Mon instinct, mes opinions*, S. 87)

Foto © bpk / RMN - Grand Palais / Franck Raux

Tatsächlich lässt sich Tocquevilles Biographie im Lichte der Konkurrenz von Leidenschaft und Vernunft, Herkunft und Erfindung, Herz und Kopf lesen. Tocqueville, das ist der Adelige, der die Demokratie hoffähig macht, der Franzose, der die Amerikaner mag und der Agnostiker, der der modernen Demokratie Religion als Lebenselixier verordnet. Kein Wunder, dass Tocqueville mit diesen eigenwilligen Allianzen eine wechselvolle Rezeptionsgeschichte schreibt, sie changiert zwischen frühem Ruhm, langem Vergessen und kritischer Zeitgenossenschaft. Jedenfalls blieben seine verhaltenen Mutmaßungen über den Lauf der Geschichte nicht ungehört. So wurde er zwischenzeitlich für seine hellsichtige Vorausschau der Polarität zwischen Russland und Amerika gelobt.

Heutzutage, wo dieser Konflikt selbst Geschichte ist, sind Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie erneut in aller Munde. Im postdemokratischen Diskurs wird Tocqueville von Kommunitaristen und Konservativen, Republikanern und Liberalen gleichermaßen geschätzt. Dass sein Werk vielen gefallen würde, hatte der *Liberale der neuen Art* vorausgesehen. Den Optimismus seiner liberalen Landsleute hat er freilich nicht geteilt. Seine Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie werden von keiner liberalen Heilsgewissheit getragen. Stattdessen hält er die Erinnerung ans *Ancien Régime*, also die französische Monarchie des vorrevolutionären Zeitalters, wach, indem er mit ihr Gegenwart und Zukunft des demokratischen Regimes kritisch taxiert.

Demokratie zwischen Licht und Schatten

Schon mit dem Titel des Werkes *Über die Demokratie in Amerika* betritt Tocqueville theoretisches Neuland. Hatten die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts England als Musterland der liberalen Demokratie gesehen, entdeckt Tocqueville in Amerika den neuen Horizont der Demokratie. Hier ist nicht die Vorgeschichte, sondern vielmehr die Zukunft Europas hautnah spürbar. Und auch der Demokratie raubt er ihr nostalgisches Image. Sie wird nicht mehr in der Antike angesiedelt und als Fossil der Ideengeschichte beschworen, sondern als Zukunftsprojekt verstanden. Nicht die alte Frage nach bester Herrschaft



2 Joan Miró, Danseuse II. Standort: Museum Sammlung Rosengart Luzern.

steht nun auf der Tagesordnung, sondern die Frage, was überhaupt Demokratie heißen soll.

Gewiss: Demokratie ist auch für Tocqueville noch eine spezifische Form der Herrschaft und der politischen Machtverteilung. Vor allem aber ist sie eine neue Gesellschaftsform, die sich aus der Grundtatsache der Moderne entfaltet. Die Rede ist von der berühmten *Gleichheit der Bedingungen*, die Tocqueville zum ehernen Grundgesetz für alle künftige Geschichte erklärt, eine Art Offenbarungstatsache in säkularer Absicht. Was von der Demokratie zu erhoffen und zu befürchten ist, ergibt sich für Tocqueville aus dem spezifischen Verhältnis zwischen der politischen und gesellschaftlichen Ordnung. Geradezu mustergültig erscheinen ihm die amerikanischen Verhältnisse, die er in seinem ersten Band der *Demokratie in Amerika* vorstellt.

Hier findet die Gleichheit der Bedingungen ihren adäquaten Ausdruck im politischen System. Es ist die affirmative Darstellung und optimistische Perspektive, die Tocquevilles ersten Reisebericht bestimmt und den Erfolg des Werks und den Ruhm des Autors begründet. Hier fanden sich die Amerikaner richtig verstanden.

Dagegen schlägt der zweite Band *Über die Demokratie in Amerika* andere Töne an. Auch ist hier mehr von Demokratie als von Amerika die Rede. Offensichtlich ist, dass Tocquevilles Vertrauen in die Tragfähigkeit der demokratischen Institutionen schwindet. Er sezziert das Innenleben der amerikanischen Gesellschaft und entwirft für die Demokratie ein trostloses Zukunftsszenario. Nun gerät die Demokratie als Gesellschaftsform stärker in den Blick, kommt der *homme démocratique* als Protagonist des demokratischen Zeitalters auf den

Foto © Museum Sammlung Rosengart Luzern

Prüfstand. Nicht was Institutionen leisten und politisches Kalkül bewirkt, sondern was den demokratischen Menschen im Inneren bewegt, rückt jetzt ins Zentrum. Es geht mit Tocquevilles eigenen Worten um *les habitudes du cœur*, die *Gewohnheiten des Herzens*. Diese Herzuntersuchung hat im zwanzigsten Jahrhundert prominente Nachfolger gefunden. Riesman (1950) und Bellah (1985) bestätigen Tocquevilles Verdacht, dass die liberalen Autonomieversprechungen der Demokratie im bürgerlichen Kampf um Anerkennung nicht aufgehen. Der *Liberale der neuen Art* ist hier omnipräsent, allerdings als Kronzeuge der Kritik am Liberalismus.

Herzensangelegenheiten

Der Fokus auf *lonely crowd* und *habits of the heart* zeigt, wie wichtig Tocquevilles republikanische Kardiologie ist, enthält sie doch den geheimen Schlüssel zu seinem Werk. Mit den einsamen Herzen blickt Tocqueville in die Abgründe der demokratischen Gesellschaft. Er lässt keinen Zweifel daran, wie ursprünglich und problematisch der Konnex zwischen Einsamkeit und Demokratie ist. »In den Zeitaltern der Gleichheit [in der Demokratie also] ist jeder naturgemäß vereinzelt; er besitzt keine erblich angestammten Freunde, deren Hilfe er beanspruchen kann, keine Klasse, deren Zuneigung ihm gewiss wäre.« Und als ob dieser Befund noch nicht schlimm genug wäre, fügt er hinzu: »Man stellt ihn abseits und tritt ihn ungestraft mit Füßen.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 820)

Wer naturgemäß vereinzelt ist, kann seinem Schicksaal nicht entrinnen. Die Gefahr der Vereinsamung ist dem demokratischen Menschen quasi eingeschrieben. Sie bestimmt Tocquevilles Verständnis von Individualismus und seine skeptischen Zukunftsprognosen. Anders als seine liberalen Vorgänger wie Benjamin Constant und François Guizot singt Tocqueville dem Individualismus kein Loblied mehr. Er mokiert sich über das kleinkarierte private Glück und beklagt die Politikferne des zeitgenössischen Bourgeois. Wie sein Lehrmeister Rousseau erkennt Tocqueville im Rückzug in die Zitadelle, ins Gehäuse seiner privaten Existenz die Drohkulisse des neuen Zeitalters. Aus dem fatalen Zusammenspiel von Einsamkeit und Individualismus entstehen neue, bislang unbekannte Gefahren für die Demokratie. Hier nimmt eine fatale Entpolisierung ihren Anfang. Welche Tragweite

dies für seine Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie tatsächlich besitzt, zeigt sich an den politischen Effekten, die sich aus der Vereinsamung des demokratischen Herzens ergeben.

Demokratische Pathologien

Hier zeichnet Tocqueville das Schreckgespenst des demokratischen Zeitalters, die Herabkunft des *sanften Despotismus*. Erst mit dieser Zuspitzung wird die eigentliche Gefahr des Individualismus vollends sichtbar. Im Individualismus entdeckt Tocqueville – allem liberalen Anschein zum Trotz – das Einfallstor für den sanften Despotismus. Tocqueville weiß keinen besseren Rat, als die drohende Krise mit dem traditionellen Despotismus-Begriff zu kennzeichnen. Dass der sanfte Despotismus eine originäre Konstellation in der Moderne bezeichnet, steht außer Frage. Der sanfte Despotismus ist die immanente Krisengestalt der demokratischen *Gleichheit der Bedingungen*. Als solche markiert er die Schwachstelle der demokratischen Gesellschaft, die sich aus der diffusen Funktionslogik zwischen Vereinsamung und Individualismus ergibt. Hier verkehrt sich die für die ideale Demokratie charakteristische Einheit von Freiheit und Gleichheit in ihr Gegenteil. Immerhin gleichen sich alle Individuen jetzt in ihrer vorherrschenden Emotion: Die Einsamkeit wird zum bestimmenden, alles beherrschenden Gefühl des demokratischen Menschen, zur Geburtshelferin des sanften Despotismus. Tocqueville schreibt: »Der Despotismus, der seinem Wesen nach furchtsam ist, sieht in der Vereinzelung der Menschen das sicherste Unterpfand seiner Dauer, und er bemüht sich gewöhnlich sehr sorgfältig, sie voneinander abzusondern. Kein Laster des menschlichen Herzens sagt ihm so sehr zu [...]. Der Despotismus, der zu allen Zeiten gefährlich ist, ist also im demokratischen Zeitalter besonders zu fürchten.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 590)

Um auf den bereits angeklungenen Zwiespalt zwischen Kopf und Instinkt zurückzukommen: Für Tocqueville ist offensichtlich, dass nicht die Mängel des Geistes, der Ratio, den Einzug des Despotischen verantworten, sondern die Fehler des Herzens, also ein kollektiver Mangel an Herzensbildung der Bürger. Nur mit sich selbst beschäftigt, in der Einsamkeit verfangenen, lähmen die *habits of the*

heart auch das eigenständige Denken der Demokraten. Sie verlieren damit die Kapazitäten, um sich im politischen Leben selbstbestimmt zu positionieren. Darüber hinaus modelliert der sanfte Despotismus die Gefühlswelt der Bürger. Er nimmt ihnen gleichermaßen ihre emotionale Stabilität und Spontanität. Was der sanfte Despotismus dem *homme démocratique* am Ende beschert, ist eine einzige Emotion, die alle anderen Emotionen überschattet: der Schmerz der Einsamkeit:

»Die Leidenschaft nach Gleichheit dringt von allen Seiten in das menschliche Herz ein, breitet sich darin aus, erfüllt es ganz. Man sage den Menschen nicht, daß sie durch diese blinde, ausschließliche Hingabe an eine Leidenschaft ihre teuersten Anliegen aufs Spiel setzen; sie sind taub. Man zeige ihnen nicht die Freiheit, die ihren Händen entschlüpft, während sie anderswo hinblicken; sie sind blind, oder vielmehr sie erblicken im ganzen All nur ein Gut, das des Begehrens würdig ist.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 584)

Auch hier wird deutlich, wie nachhaltig, ja verheerend die *Gleichheit der Bedingungen* auf die Mentalitäten der Bürgerinnen und Bürger wirkt. Die unbändige Leidenschaft für die Gleichheit vereinnahmt den Gefühlshaushalt und nimmt das Herz des *homme démocratique* ganz in seinen Besitz. Und so ist es das menschliche Herz, dessen Befindlichkeit mutmaßlich über die Zukunft der Demokratie entscheidet.

Logik des Herzens

Das demokratische Herz schlägt anders als das Herz des Aristokraten. Erinnern wir uns. Durch den Abgleich von neuer und alter Welt werden zwei unterschiedliche Logiken des Herzens sichtbar: eine aristokratische und eine demokratische. Während Tocqueville die Glieder der aristokratischen Gesellschaft – trotz oder gerade wegen ihrer Ungleichheit – in der glücklichen Lage sieht, schon von Natur aus in Verbindung zueinander zu stehen und einen sicheren Platz im Herzen ihrer Standesgenossen einzunehmen, entdeckt er die Individualisten der Demokratie in einer misslichen Lage. Sie bewegen sich frei flottierend in einem leeren sozialen Raum. Ihre einsamen Herzen schlagen in einem anderen Takt. Ihnen sind die Nächsten ebenso fremd wie die Fremden. Tocqueville fasst die Unterschiede prägnant zusammen: »Da jede

Klasse sich den übrigen nähert und mit ihnen vermischt, werden ihre Angehörigen gleichgültig und einander gleichsam fremd. Die Aristokratie bildete aus allen Bürgern eine lange Kette, die vom Bauern bis zum König hinaufreichte; die Demokratie zerbricht die Kette und sondert jeden Ring für sich ab.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 586)

Menschen, die einander fremd werden, ja im Grunde genommen von Natur aus einander fremd sind, laufen nicht nur Gefahr, sich in ihrer privaten Welt zu verlieren, ihnen droht auch der Verlust einer gemeinsamen politischen Welt. Im Unterschied zur aristokratischen Welt besitzen die demokratischen Bürger keine ursprüngliche Mitwelt. Sie agieren als soziale Solipsisten. Um im Bilde zu bleiben. Sie sind nicht mehr, wie unter Bedingungen der Ungleichheit, gebunden durch ein gesellschaftliches Band, durch Ketten, die sie ursprünglich und ohne Zutun mit ihresgleichen verbinden. Vielmehr sind sie ihrem Herzschmerz ohne Hoffnung auf Linderung unmittelbar ausgesetzt. Unter solchen Bedingungen mutmaßt Tocqueville über die Zukunft der Demokratie:

»Ich will mir vorstellen, unter welchen neuen Merkmalen der Despotismus in der Welt auftreten könnte: ich erblicke eine Menge einander ähnlicher und gleichgestellter Menschen, die sich rastlos im Kreise drehen, um sich kleine und gewöhnliche Vergnügungen zu verschaffen, die ihr Gemüt ausfüllen. Jeder steht in seiner Vereinzelung dem Schicksal aller andern fremd gegenüber: seine Kinder und seine persönlichen Freunde verkörpern für ihn das ganze Menschengeschlecht; was die übrigen Mitbürger angeht, so steht er neben ihnen, aber er sieht sie nicht; er berührt sie, und er fühlt sie nicht; er ist nur in sich und für sich allein vorhanden, und bleibt ihm noch eine Familie, so kann man zumindest sagen, daß er kein Vaterland mehr hat.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 814)

Düstere Aussichten

Es ist fast beklemmend, wie helllichtig Tocquevilles Mutmaßungen über die Zukunft der Demokratie heute erscheinen, wie fatal die sozialen und politischen Effekte wirken, welche die Vereinsamung und der Individualismus des demokratischen Bürgers mit sich bringen. Schon Tocqueville entdeckt die politische Apathie als zentrales Charakteristikum einer homogenisierten Massengesell-



Photo by Brandon Mowinkel on Unsplash

3 Lady liberty.

schaft. Spricht er schon unsere Sprache? Die Gefahr, überall dabei zu sein und nirgendwo dazu zu gehören, erreicht im Dschungel sozialer Netzwerke heutzutage eine neue Dimension. Wie eine Gebrauchsanleitung für zeitgenössische Populisten mutet da Tocquevilles Beschreibung der Funktionslogik des sanften Despotismus an:

»Nachdem der Souverän den einen nach dem andern in seine mächtigen Hände genommen hat, breitet er seine Arme über die Gesellschaft als Ganzes aus; er bedeckt ihre Oberfläche mit einem Netz verwickelter, äußerst genauer und einheitlicher kleiner Vorschriften; er bricht ihren Willen nicht, aber er weicht ihn auf und beugt und lenkt ihn; er zwingt selten zu ei-

nem Tun, aber er wendet sich fortwährend dagegen, daß man etwas tue; er zerstört nicht, er hindert, daß etwas entstehe; er tyrannisiert nicht, er hemmt, er drückt nieder, er zermürbt, er löscht aus, er stumpft ab, und schließlich bringt er jedes Volk soweit herunter, daß es nur noch eine Herde ängstlicher und arbeitsamer Tiere bildet, deren Hirte die Regierung ist.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 815)

Die Vorstellung, dass die Gleichheit der Bedingungen freie Menschen in eine Herde mit despotischem Hirten verwandelt, diese Vorstellung legt die Frage nahe, ob Tocqueville im sanften Despotismus bereits den Vorboten für totalitäre Systeme wit-

tert und damit Denkern wie Raymond Aron und Hannah Arendt den Weg bereitet. Über solcherlei Vorwegnahme ließe sich streiten. Offensichtlich ist, dass Tocqueville weder an die endgültige Herrschaft der Bourgeoisie noch an die Diktatur des Proletariats glaubt. Anders als seine Antipoden Guizot und Marx lässt seine politische Eschatologie das Ende der Geschichte gerade offen. Mag die Demokratie auch in Gottes Schöpfungsplan vorgesehen sein: ihre Zukunft bleibt ungewiss. Zwar verhindert die Gleichheit die Rückkehr ins *Ancien Régime*, ein fragloses demokratisches Ende der Geschichte garantiert sie mitnichten. Freiheit oder Barbarei, liberale Demokratie oder moderne Despotie: das sind für Tocqueville die Alternativen in einem von der Vorsehung nicht garantierten *Zeitalter der Gleichheit*.

Sicher ist, dass Tocqueville seine Leserschaft mit seinen Mutmaßungen warnen und für die Sache der Demokratie sensibilisieren möchte. Zu sehr liegt ihm die Demokratie am Herzen, als dass er sie ihrem eigenen Schicksal überlassen möchte. Allerdings verheißt der Schluss seines Reiseberichts kein gutes Ende. Schließlich bleibt der demokratische Held ganz bei sich selbst, ohne jeden Zugang zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von seinesgleichen: »So lässt die Demokratie jeden nicht nur seine Ahnen vergessen, sie verbirgt ihm auch seine Nachkommen und trennt ihn von seinen Zeitgenossen; sie führt ihn ständig auf sich allein zurück und droht ihn schließlich ganz und gar in der

Einsamkeit seines eigenen Herzens einzuschließen.« (Über die Demokratie in Amerika, S. 587)

Tocquevilles Herz

Mit der Angst, *ganz und gar in der Einsamkeit seines eigenen Herzens* eingeschlossen zu sein, setzt Tocqueville den Schlussakord seiner Theorie des demokratischen Herzens. Aber welches Herz schlägt in Tocquevilles Brust? Wird es tatsächlich regiert von aristokratischen Instinkten, die sich der Herrschaft seiner Kopfgeschichte der Demokratie entziehen? Oder teilt er sogar das Schicksal des *homme démocratique*? Blickt man in seine persönliche Korrespondenz, so kann man sich Tocqueville kaum als glücklichen Menschen vorstellen. Denn in der von ihm beschworenen Welt des *Ancien Régime*, in der alle ursprünglich miteinander verbunden sind, fühlte er selbst sich offensichtlich nicht zu Hause. So schreibt er in einem Brief an seine Vertraute Madame Swetchine:

»Sie können sich, Madame, den Schmerz und häufig die Grausamkeit nicht vorstellen, die ich in dieser moralischen Isolation erlebe, mich außerhalb jeder intellektuellen Gemeinschaft meiner Zeit und meines Landes zu fühlen. Die Einsamkeit in einer Wüste erschiene mir weniger hart als diese Einsamkeit unter Menschen. Denn, ich gestehe Ihnen meine Schwäche, Isolation hat mich immer erschreckt, und, um glücklich und auch ruhig zu sein, brauchte

ich es immer, einen gewissen Personenkreis um mich herum zu finden und auf die Sympathie einer gewissen Zahl meiner Zeitgenossen zu zählen. Diese tiefe Weisheit gilt besonders für mich: Es ist nicht gut, allein zu sein.« (Correspondance d'Alexis de Tocqueville et de Madame Swetchine, S. 268)

Nehmen wir Tocquevilles einsames Herz ernst! Dann entdeckt sich die von ihm beschriebene demokratische Welt nicht als fremde Welt, der er sich mit aristokratischem Argwohn widmet, diese Welt entdeckt sich als seine eigene Welt.

Ja, Tocqueville hat zwischen zwei Welten gelebt. Und weil er *zwischen* beiden lebte, fühlte er sich weder der einen noch der anderen wirklich zugehörig. Hat er beide so gut verstanden, weil er in keiner zu Hause war? Wenn dem so ist, sollten wir uns von Tocquevilles vielzitiert Selbstbestimmung verabschieden: vom Selbstbild eines Autors also, der sich mit Verstand der Demokratie verschreibt, in seinen Instinkten aber der Welt seiner Väter verhaftet bleibt. Nicht auszuschließen, dass Tocqueville mit seinen *Gewohnheiten des Herzens* am Ende mehr über sich selbst als über den demokratischen Menschen verrät. Dann wäre er selbst freilich das einsame Herz, in dem sich die Abgründe der Herzen der demokratischen Bürger spiegeln. Dies wäre zugegebenermaßen eine Mutmaßung, die die Zukunft der Demokratie noch düsterer erscheinen ließe.



Foto © privat

Sarah Rebecca Strömel, M.A. ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Politische Philosophie und Ideengeschichte an der Universität Regensburg. Sie hat Politikwissenschaft und Philosophie studiert. In ihrer Dissertation beschäftigt sie sich mit dem Zusammenhang von Individualismus und Demokratie bei Alexis de Tocqueville. Weitere **Forschungsschwerpunkte** sind die Rolle von Emotionen im Politischen sowie das Verhältnis von Religion und Politik.



Foto © privat

Prof. Dr. Karlfriedrich Herb ist Professor für Politikwissenschaft und hat seit 2001 den Lehrstuhl für Politische Philosophie und Ideengeschichte an der Universität Regensburg inne. Er wurde an der Universität Bonn mit einer Arbeit zu Jean-Jacques Rousseaus Rechtsphilosophie promoviert und habilitierte sich an der LMU München mit einer Untersuchung zum modernen Freiheitsbegriff. Sein **Forschungsinteresse** gilt Fragen der Citizenship sowie der Transkulturalität und Postkolonialität mit dem Fokus auf Brasilien.

Literatur

Alexis de Tocqueville, Correspondance d'Alexis de Tocqueville et de Madame Swetchine. Œuvres complètes XV. Paris, 1983.

Alexis de Tocqueville, Mon instinct, mes opinions. Œuvres complètes III 2. Paris, 1985.

Alexis de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika. Jacob P. Mayer (Hrsg.). München, 1976.

Robert N. Bellah et al., Habits of the Heart. Individualism and Commitment in American Life. Berkeley, 1985.

David Riesman, The lonely crowd. A study of the changing American character. New York, 1955.